

# Huttens Selbstporträt

Wenn Ulrich von Hutten in Albrecht Dürer den „Apelles“ der eigenen Gegenwart erkannt hat,<sup>1</sup> dann bezeugt er damit nicht nur seine humanistische Bildung, sondern auch einen versierten Blick auf seine Umgebung. Als Zeitgenosse Dürers und Holbeins wächst Hutten in einer Epoche heran, in der das Porträt, d. h. die Zusammenführung sozialer und individueller Charakteristik, eine höchst prominente Rolle gespielt hat.<sup>2</sup> Das Porträt gewinnt an Selbstständigkeit und Ansehen, ja sogar an einer freilich kaum abzusehenden Macht über das Gedächtnis: Unser ‚Bild‘ von Maximilian I. oder Karl V. ist in erster Linie von der Darstellung Dürers beziehungsweise Tizians geprägt. Zur emanzipatorischen Karriere des Porträts gehört dann die Selbstständigkeit des Selbstbildnisses, das nicht mehr nur an der Kanzel angebracht oder in einem Heiligenbild eingebaut wird. Auch hier sind die berühmten Werke Dürers, die jetzt im Prado und der Münchner Pinakothek hängen, von entscheidender Bedeutung gewesen. Der Ort der Huttenschen Dichterkrönung, Augsburg, sollte auch den Ausgangspunkt maßgeblicher Herrscherporträts bilden. Hier fanden die Begegnungen zwischen Karl V. und Tizian statt, der vom Kaiser als „huius saeculi Apelles“ bezeichnet wurde und ihn mehrfach porträtierte, am eindrucklichsten in der Gestalt eines resignativen „Siegere“ nach der Schlacht bei Mühlberg, 1547.<sup>3</sup>

Schon Erasmus von Rotterdam, mit dem Ulrich von Hutten ebenfalls in Verbindung stand, hat auf die Verwandtschaft zwischen Porträtmalerei und Biographie hingewiesen,<sup>4</sup> sodass es legitim scheint, die literarischen Formen des Selbstporträts in Betracht zu ziehen, gerade wenn es um den Stellenwert Huttens geht. Auch wenn autobiographische Zeugnisse des 16. Jahrhunderts nicht mit dem Maßstab der Aufklärung und ihrer „Erfahrungsseelenkunde“ (K. Ph. Moritz) gelesen oder verglichen werden können, es steht ein beeindruckendes Spektrum an autobiographischen Formen zur Verfügung, die man heute mit mehr oder weniger großem Recht als Ego-Dokumente bezeichnen würde. Neben der Literatur der Viten kennen wir die res-gestae-Berichte, Haus- und Familienchroniken, aber auch autobiographische Darstellungen – Gabriele Hancke hat in ihrer Studie über ‚Autobiographie als soziale Praxis‘ von 2002 über 230 Schriften ausgewertet.<sup>5</sup>

Hans Rudolf Velten führt überdies Stadtchroniken, Reiseliteratur, Tagebuch und Apologetik an, um die Weite des autobiographischen Spektrums sichtbar zu machen.<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang ist auch die Gattung des Briefes zu verorten und zu prüfen.<sup>7</sup> Zu einem quasi-autobiographischen Dokument wird

er nicht allein, wenn er sich den Spielregeln des autobiographischen Paktes unterwirft, mit der Identität von Held, Erzähler und Autor,<sup>8</sup> sondern besonders dort, wo er sich als Dokument über den bloßen Dialog zwischen Briefschreiber und Briefempfänger deklariert. Als ein Muster humanistischer Prägung kann dabei Petrarcas Brief an die Posteritati, an die Nachwelt gelten; der fragmentarisch gebliebene Text, wenige Jahre vor Petrarcas Tod geschrieben, war als Abschluss seiner Altersbriefe gedacht. Petrarca geriert sich hier als Historiker seiner selbst, er möchte selbst das weder vollständig rekonstruierbare noch unumstritten bleibende Lebenswerk aus seiner eigenen Sicht an die Nachwelt vermitteln. Petrarca versucht den eigenen Nachruhm zu formen und sich seinen Leser gleichsam auszuwählen, zu prägen. Er bewegt sich dabei weniger auf der Spur des augustinischen *confessio*-Modells in seiner Zerknirschung als auf der der antiken *Vita*-Tradition, auch wenn er die moralische Komponente der *meditatio mortis* integriert. Aber mehr als in seinen anderen autobiographischen Texten – dem ‚*Secretum*‘ und dem ‚*Ventoux*‘-Brief – kommt Petrarca hier weg von der Allegorie und hin zur Reflexion des eigenen Weges. Begabung, Charakter, Neigung und Wille spielen eine beträchtliche Rolle.<sup>9</sup>

Wieweit Hutten Petrarcas Schriften gekannt haben mag, ist nicht einfach zu klären, Holborn vermutet, dass er dessen Schrift über die *Fortuna* kannte.<sup>10</sup> Aber die Frage direkter Verbindungen ist auch nicht notwendigerweise ergiebiger als die Beobachtung von parallelen Verhaltensweisen. So ist der Brief, den Hutten auf den 25. Oktober 1518 datierte und den er von Augsburg aus an den zwanzig Jahre älteren Willibald Pirckheimer in Nürnberg adressierte, ohnehin ein vielgerühmtes und gut dokumentiertes Zeugnis seines Schaffens. David Friedrich Strauß, der Hutten-Biograph des 19. Jahrhunderts, sprach vom „Anziehendsten, was aus seiner Feder geflossen ist“.<sup>11</sup> Bevor wir aber die Resonanz des Briefes kurz beleuchten, soll er als Dokument eines gekrönten Dichters mit einer Reihe von Fragen und Perspektiven beleuchtet werden. Diesen Brief möchte ich unter dem Vorzeichen eines autobiographischen Textes lesen. Das Interesse bestünde also darin zu klären, inwiefern Hutten und sein Brief an Pirckheimer Aspekte einer Gattungstheorie autobiographischen Schreibens freigeben. Als eine prägende und markante Figur der Frühen Neuzeit, als streitbarer wie auch gekrönter Autor wird man einem ausgezeichneten Dokument seines Wirkens diese Probe abverlangen können, zumal es auch durch eine bedeutende Rezeption gewürdigt worden ist. Ich möchte vorschlagen, den großen Brief in sieben Perspektiven zu lesen, die als eine Art Katalog oder Kanon autobiographischen Schreibens dann weiter geprüft werden können. Es erscheint allerdings als vorschnell und zugleich unhistorisch, diesen Brief als „Zeugnis innersubjektiver Zwiesprache seines Verfassers“ zu lesen, als „Moment von Personalität“ oder als „Telos humanistischer Intentionalität“.<sup>12</sup>

Zumal die Form des Briefes in dieser Zeit auch jenseits oder jedenfalls neben der humanistischen Schriftstellerei eine große Bedeutung angenommen

hat; Huttens Studienfreund aus Kölner Tagen, Eobanus Hessus, gehört zu den temperamentvollsten und witzigsten Briefschreibern der Zeit, zu denen auch, aus der Erfurter Zeit, Konrad Mutian (d. i. Muth), zählt, der als höchst geistreicher Briefautor gerühmt wird.<sup>13</sup> Es war Johann Gottfried Herder, der in seinem 1776 gedruckten Hutten-„Denkmal“ die Formel prägte: „Alles lebt in seinen Schriften, und nichts steht geschrieben, daß es nur also dastehe“.<sup>14</sup>

Ein erster Aspekt wäre der Adressatenbezug, der Brief als Dokument einer Freundschaft, wobei der Aspekt des Persönlichen von dem des Öffentlichen oder Strategischen zu unterscheiden ist. Hutten war mit dem zwanzig Jahre älteren Humanisten durch Vermittlung von Johannes Cochlaeus erst 1516 in Verbindung gekommen, und ob es zu einer persönlichen Begegnung überhaupt kam, ist ungewiss.<sup>15</sup> So scheint es auch nicht die Übereinstimmung als vielmehr die respektvolle Differenz gewesen zu sein, die Hutten zu diesem großen Brief veranlasste, eben um sich gegen den von Pirckheimer geäußerten Eindruck zu verwahren, Hutten gehe zu früh in den Hofdienst und gebe seine Studien auf. Ist das im Brief angeschriebene Gegenüber, wie man behauptet hat, wirklich nur Folie, um den Lebensplan (*ratio vitae suae*) zu entwickeln? Oder steht Huttens Brief in einer Tradition, zu der man dann später die ‚Essais‘ von Montaigne rechnen kann?<sup>16</sup> In jedem Fall gehört die Dialogizität, die Momente des Gesprächs, von Antwort und Verteidigung, zu den Strategien des Huttenschen Textes; es geht nicht um Privatheit als eher um Mitteilung, die erst einen Selbstentwurf ermöglicht. In diesem Zusammenhang ist es auch bemerkenswert, dass Hutten den Brief schon zwei Wochen später drucken ließ.<sup>17</sup> Dadurch öffnet sich der Adressatenbezug ins Öffentliche. Huttens Brief unterläuft auf diese Weise die streitbare Unterscheidung zwischen Authentizität und Rhetorik, wie sie im Anschluss an die antike Brieftheorie diskutiert worden ist. „Egal ob Brief oder Epistel – beide schaffen über die Koppelung von imaginär-dialogischen Topoi – Anwesenheit, Gespräch – mit bestimmten, am mündlichen Gespräch orientierten stilistischen Verfahren – Apostroph, Prolepsis, Parataxe etc. – einen literarischen Raum, der wie kein anderer die Inszenierung von Subjektivität erlaubt“.<sup>18</sup>

Eine zweite Schicht, die als autobiographische Fragestellung aus diesem Brief entwickelt werden kann, wäre das Verhältnis zur sozialen Herkunft. Hutten spricht seinen Briefpartner als Vertreter einer ganz anderen Gruppe an als diejenige es ist, aus der er selber stammt. Dabei rühmt er Nürnberg als eine herausragende, selbst in Italien anerkannte Stadt:

Ihr Bürger lebt in den Städten nicht nur angenehm, sondern auch bequem, wenn es euch so gefällt. Glaubst du aber, daß ich jemals unter meinen Rittern Ruhe finden werde, und hast du vergessen, welchen Störungen und Beunruhigungen die Männer unseres Standes ausgesetzt sind?<sup>19</sup> (324)

Die Existenz der Ritter ist auf einen prekären Ausgleich mit den Fürsten angewiesen, die allerdings den Staat bürokratisieren, zentralisieren und entpersönlichen.<sup>20</sup> Am anderen Ende der Skala steht die Bauernschaft, die von den Rittern letztlich ausgebeutet wird. Der Hofdienst erscheint Hutten daher als eine „ehrenwerte und edle Knechtschaft“ (327), zeitweilig, aber notwendig. Im Grunde aber bleibt sein ehrgeiziges, durchaus adliges Selbstverständnis bestehen – wehe, schreibt er, „wenn ich mich als adlig erachten wollte, ohne diesen Namen durch meine eigene Leistung zu verdienen“ (332). Gleichwohl hat man Hutten Blindheit und eine reaktionäre Gesinnung vorgeworfen, indem er die Zukunftspotentiale der Städte verkannte.<sup>21</sup> Allerdings hat sich Huttens Einstellung verändert – im Brief an Pirckheimer vom 1. Mai 1521 setzt er „eine gewisse Hoffnung [...] auf die Städte, weil euch die Freiheit besonders am Herzen liegt“.<sup>22</sup>

Ein drittes Argument ist das lebensgeschichtliche. Hutten blickt in diesem Brief auf ein zwölfjähriges Wanderleben zurück, „während dessen ich zwar viel gesehen und kennengelernt, aber nichts tätig vollbracht und geleistet habe“ (318). Der autobiographische Text verortet sich damit als begleitende Reflexion, zwischen Retrospektive und Prospektive, wenn sich Hutten vornimmt, „auch noch in großen Dingen Ruhm zu erreichen“ (318). Dabei ist ein Seitenblick auf die Strategien des geplanten Nachlebens bei Petrarca und seinem ‚Brief an die Nachwelt‘ nicht abwegig.<sup>23</sup>

Der autobiographische Text reflektiert den Zeitpunkt seiner Niederschrift – Hutten fühlt sich noch zu jung, um sich ganz in die Abgeschiedenheit des Studiums zurückzuziehen (317): „Laßt die Glut sich abkühlen, meinen unruhigen und beweglichen Geist etwas ermüden, bevor er jene Ruhe verdient, zu der du mich, wie es scheint vor der Zeit, mahnst“ (323). Eine persönlich-subjektive, familiäre Schicht, wie sie für die Autobiographie des 18. Jahrhunderts unverzichtbar wäre, findet sich hier nicht.

Damit deutet sich als eine vierte, entscheidende Ebene das Verhältnis von *vita contemplativa* und *vita activa* an, denn Hutten stellt sich der Frage, ob er seine gelehrten Beschäftigungen würde aufgeben müssen – wie seine Freunde befürchten –, wenn er in den Hofdienst treten würde. Dass es sich dabei nicht um eine harmlose Entweder-Oder-Entscheidung handeln kann, hat die Forschung immer wieder betont.<sup>24</sup>

Der aktive, handelnde Teil von Huttens Wirken – das wäre ein fünftes Moment – lässt sich als zeitgenössische Verankerung beschreiben. Man könnte eine polemische Richtung sichtbar machen, wenn Hutten sich gegen die Angriffe der „sogenannten Theologen“ verwahrt (etwa im Streit um Reuchlin) (319) und mit ciceronianischer Anspielung den Fehdehandschuh hinwirft – „Mögen sie nur hassen, ich werde unterdessen dafür sorgen, daß sie mich gleichzeitig auch fürchten“ (320). Neben dieser polemischen Linie wird auch eine affirmative zeitgenössische Verankerung sichtbar, – die Namen von Erasmus und Conrad

Celtis, von Dürer werden mit Ehrfurcht genannt. Aber zur zeitgenössischen Perspektive gehört auch das politische Feld, die Verteidigung der Freiheit (336) und die Forderung, sich um den Türkenkrieg zu kümmern. In seinen Prosa-dialogen wird Hutten eine polemische, und das heißt dynamische Positionierung gegenüber seinen Zeitgenossen fortführen, wobei er auch dort der eigenen „persona“ einen prominenten Ort einräumt.<sup>25</sup>

Hier schließt sich, als sechstes Paradigma, eine philosophische oder intellektuelle Standortbestimmung an, die es Hutten geboten erscheinen lässt, jetzt noch nicht die Ruhe einer epikureischen Existenz aufzusuchen (328). Ja, er sieht in seiner Welt überhaupt keine Möglichkeit einer ruhigen Oase im Sturm, – „wohin ich mich wende, sehe ich nichts, was sicher und ruhig ist [...]“, Widerwärtigkeiten und Wechselfälle, das Unheil ist überall, – „Überall, glaube ich, ist es so unruhvoll wie am Hofe“ (327). Aber Hutten beruft sich auf eine an antiker Tradition geschulte Identität, er will sich bemühen, „immer Hutten zu bleiben und niemals als ein Flüchtling vor mir selber zu erscheinen“ (328). Sein Ziel ist es, auch unter den Bedingungen des Hofes ein „gefaßter Geist“ zu bleiben und darin jene im Leben nicht wirklich erreichbare Ruhe und Abgeschlossenheit zumindest sich selbst zu sichern (329). Neben Sokrates und Epikur ist es die Vorstellung vom Rad der Fortuna, die als philosophische Konzeption der Antike Hutten – wie ja auch seinen Zeitgenossen Niccolo Machiavelli – beschäftigt (331).

Aber Hutten wäre nicht Hutten, wenn nicht neben der geistigen, sozialen und politischen Dimension nicht auch die körperliche Disposition eine Rolle spielen würde, die Drastik, mit der er davon spricht, dass er „von der abscheulichen Krankheit ekelhaft stank“ (337). Dies wäre somit eine siebte und letzte Schicht des autobiographischen Textes.

Vorgestern haben mir die Ärzte ein Klistier gegeben. Dies ist das Ende der Behandlung. Dann wird Luft zugelassen und Wein, aber nur in sehr verdünnter Form, konsumiert sowie eine größere Mahlzeit vorgesetzt, obgleich wir uns immer noch mit dem Essen zurückhalten müssen, damit es keinen Durchfall gibt (340).

Es ist das persönlichste Moment, das in diesem Selbstbildnis zu finden ist, weshalb dann auch ein moderner Leser wie Friedrich Gundolf über Hutten geurteilt hat: „Seine Person, nicht seine Sache packt uns“.<sup>26</sup> Den Febris-primadialog hatte Hutten wohl kurz nach dem Brief an Pirckheimer noch im Herbst 1518 in Augsburg geschrieben<sup>27</sup> und sich darin mit der personifizierten Seuche auseinandergesetzt. Daraus ergibt sich eine enge Allianz zwischen dem Autobiographischen bei Hutten einerseits und dem Satirisch-Polemischen andererseits.

Und es scheint nicht zuletzt gerade diese Verbindung zwischen der Selbstdarstellung und ihrer risikobereiten pragmatischen Umsetzung, die auch wirkungsgeschichtlich die Faszination Huttens geprägt hat. Das leitmotivartig wieder-

kehrende „Ich habs gewagt“<sup>28</sup> steht auf der Grenze zwischen Bekenntnis und Tat, aber auch zwischen Retrospektive und Scheitern. Darauf bezieht sich schließlich ein anderes, sehr erhebliches Dokument der Autobiographie. In ‚Dichtung und Wahrheit‘ lernt Goethe in der Lebensgeschichte des Götz von Berlichingen die „Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit“ kennen,<sup>29</sup> die zu einem Zentrum seiner Auseinandersetzung mit „der Epoche zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert“ wird. Zwischen 1824 und 1830 spielte dabei auch die Beschäftigung mit Hutten eine Rolle, und bekanntlich fügte Goethe einen von ihm selbst übersetzten Abschnitt aus dem auch von Herder eigens hervorgehobenen Brief<sup>30</sup> an Pirckheimer ins 17. Buch seiner Autobiographie ein. Vielzitiert, aber letztlich verharmlosend erscheint mir Goethes Begründung für die Interpretation dieses Briefes in seiner eigenen Autobiographie, nämlich Hutten zeige einen „ernsten hoffnungsvollen Zug“, „sich in vaterländischen und allgemein sittlichen Sinne möglichst auszubilden“.<sup>31</sup> Zutreffender scheint mir für das Interesse an Hutten die paradoxe Formel, die Goethe auch auf Götz von Berlichingen anwendet: im „allgemein gesetzlosen Zustande“ sehen wir einen Mann vor uns, der „wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen gerät“.<sup>32</sup>

## Anmerkungen

- 1 Des Ritters Ulrich von Huttens Brief an den Nürnberger Patrizier Willibald Pirckheimer, in dem er über sein Leben Rechenschaft ablegt. Übersetzt von Annemarie Holborn, in: Ulrich von Hutten, Deutsche Schriften, hg. von Peter Ukena, München 1970, S. 317–340. Aus dem Text wird mit Angabe der Seite, ohne Fußnoten, zitiert.
- 2 Vgl. den Katalog: Dürer – Cranach – Holbein. Die Entdeckung des Menschen: Das deutsche Porträt um 1500, hg. von Sabine Haag, Christian Lange, Christof Metzger, Karl Schütz, Wien, München 2011.
- 3 Vgl. Herbert von Einem: Karl V. und Tizian, in: Peter Rassow und Fritz Schalk (Hg.): Karl V. Der Kaiser und seine Zeit, Köln, Granz 1960, S. 67–93.
- 4 Josef Ijsewijn: Die humanistische Biographie, in: Biographie und Autobiographie in der Renaissance, hg. von August Buck, Wiesbaden 1983, S. 1–19.
- 5 Gabriele Hancke: Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Köln 2002. Vgl. auch A. E. Enenkel: Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographie des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius, Berlin 2008.
- 6 Hans Rudolf Velten: Das selbst geschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhunderts, Heidelberg 1985.
- 7 Vgl. das wichtige Buch von Christian Moser: Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und Selbstthermeneutik von Platon bis Montaigne, Tübingen 2005.
- 8 Philippe Lejeune: Der autobiographische Pakt, Frankfurt a. Main 1974.
- 9 Francesco Petrarca: Brief an die Nachwelt, in: Ders.: Dichtungen, Briefe, Schriften. Auswahl und Einleitung von Hanns W. Eppelsheimer, Frankfurt a. Main 1980, S. 27–38. – Eckhard Kessler: Antike Tradition, historische Erfahrung und philosophische Reflexion in Petrarca ‚Brief an die Nachwelt‘, in: Biographie und Autobiographie in der Renaissance, hg. von A. Buck, Wiesbaden 1983, S. 21–34.
- 10 Hajo Holborn: Ulrich von Hutten, Göttingen 1968, S. 76.
- 11 David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten, Leipzig 1858, S. 220.

- 12 So Wilhelm Kühlmann, obwohl er im Widerspruch zu diesen Thesen davor warnt, „Identitätstheorien, die vom Freud'schen Persönlichkeitsmodell ausgehen, [...] auf individuelle Entwicklungsprozesse der frühen Neuzeit“ zu übertragen. Edelmann – Höfling – Humanist. Zur Behandlung epochaler Rollenprobleme in Ulrich von Hutten's Dialog „Aula“ und in seinem Brief an Willibald Pirckheimer, in: Höfischer Humanismus, hg. von August Buck, Weinheim 1989, S. 161–182, hier S. 164.
- 13 Rueb; S. 96f., S. 99.
- 14 Johann Gottfried Herder: Hutten, in: Ders.: Werke, 5 Bde., Berlin und Weimar 1978, Bd. 2, S. 315–335, hier S. 318. – Zur Wirkungsgeschichte Huttens: Wilhelm Kreuzt: Die Deutschen und Ulrich von Hutten. Rezeption von Autor und Werk seit dem 16. Jahrhundert, München 1984.
- 15 Eckhard Bernstein: Willibald Pirckheimer und Ulrich von Hutten. Stationen einer humanistischen Freundschaft, in: Pirckheimer-Jahrbuch, Bd. 4: Ulrich von Hutten. Akten des Internationalen Ulrich-von-Hutten-Symposiums, hg. von Stephan Füssel, München 1989, S. 11–36, hier S. 17.
- 16 Beide Argumente bei Bernstein, S. 12 und S. 18.
- 17 Joseph Benzing: Ulrich von Hutten und seine Drucker. Eine Bibliographie der Schriften Huttens im 16. Jahrhundert, Wiesbaden 1956, S. 54.
- 18 Günter Butzer: Soliloquium. Theorie und Geschichte des Selbstgesprächs in der europäischen Literatur, München 2008, S. 106.
- 19 Reinhard Seyboth: Ulrich von Hutten und sein Verhältnis zur ritterschaftlichen Bewegung, in: Pirckheimer-Jahrbuch 4 (1989), S. 129–143.
- 20 Friedrich Gundolf: Ulrich von Hutten, in: Ders.: Hutten. Klopstock. Arndt. Drei Reden, Heidelberg 1924, S. 5–27, hier S. 10.
- 21 Franz Rueb: Der hinkende Schmiedgott Vulkan. Ulrich von Hutten (1488–1523), Zürich 1988, S. 58: „Hutten hat also nicht nur die historische Bedeutung der Städte verkannt, er hat es nicht nur verpaßt, sich um die Städte als Bündnispartner zu bemühen, er offenbart gar [keine?] Mühe, die Entwicklung zu sehen und zu verstehen und führt einen hoffnungslos rückwärtsgewandten Kampf gegen die potentiell fortschrittlichen Kräfte“.
- 22 Zit. nach Bernstein, 1988, S. 32.
- 23 Vgl. dazu den Band: Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung, hg. von Detlev Schöffker, München 2008.
- 24 Hajo Holborn: Ulrich von Hutten, Göttingen 1968, S. 83.
- 25 Arnold Becker: Strategien polemischer Positionierung in Huttens Dialogen, in: Polemik im Dialog des Renaissance-Humanismus. Formen, Entwicklungen und Funktionen, hg. von Uwe Baumann, A. B., Marc Laureys, Göttingen 2015, S. 87–110, hier S. 91.
- 26 Gundolf: Ulrich von Hutten, S. 8.
- 27 Ulrich von Hutten, Deutsche Schriften, hg. von P. Ukena, S. 381.
- 28 Hutten, Deutsche Schriften, etwa S. 26, 33, 34, 59, 135, 248 u.ö.
- 29 Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit, hg. von Walter Hettche, Stuttgart 1991, S. 443.
- 30 Herder, S. 324.
- 31 Goethe: Dichtung und Wahrheit, S. 763.
- 32 Goethe: Dichtung und Wahrheit, S. 762.

Mathias Mayer, Prof. für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Augsburg, Sprecher des Master-Studiengangs ‚Ethik der Textkulturen‘, Forschungsschwerpunkte im Bereich Goethe, Klassische Moderne, österreichische Literatur, Musik(-theater). Publikationen zur Frühen Neuzeit: Die Kunst der Abdankung, Würzburg 2001. – Kaiser Karl V. Rede vor den Generalstaaten (1555), hg. von Mathias Mayer, Hamburg 2001.